

Wissen wir, was wir nicht wissen können?

«Was kann ich wissen?» - Für Immanuel Kant ist das eine der Grundfragen der Philosophie. Wie können wir sie heute beantworten? Und warum ist sie wichtig?

Von Claus Beisbart

Aus dem Alltag kennen wir die Erfahrung, an die Grenzen unseres Wissens zu stossen. Die Prüferin wiederholt in scharfem Ton die Frage: Wann fand die Schlacht von Waterloo statt? Schweissgebadet muss ich mir als Prüfling eingestehen, dass ich die Antwort nicht weiss. Vielleicht habe ich sie einmal gewusst und vergessen; vielleicht habe ich noch nie von Waterloo gehört; vielleicht weiss ich nicht einmal, ob ich je davon gewusst habe.

Wenn wir wie Kant über die Grenzen des Wissens nachdenken, zielen wir meist nicht auf das Wissen einzelner Menschen. Es geht vielmehr um kollektives Wissen, also um das, was die Menschheit weiss. Dieses Wissen wurde im Laufe der Jahre angesammelt und ist in Büchern aufgeschrieben. Wie das individuelle Wissen, so ist auch das Wissen des Menschen begrenzt, weil wir vieles (noch?) nicht wissen: Wer gewinnt die nächsten Präsidentschaftswahlen in den USA? Die Grenze, die das, was wir wissen, von dem trennt, was wir nicht wissen, nennt man unseren Wissenshorizont.

Im Laufe der Jahre verändert sich unser Wissen, und damit verschiebt sich auch der Horizont. Wir glauben heute, Dinge zu wissen, die früher unbekannt waren. Umgekehrt ist mit der Zeit auch Wissen verlorengegangen. Bei der Suche nach neuem Wissen üben die bisherigen Gren-

zen oft einen unwiderstehlichen Reiz aus. Wir wollen unsere Grenzen überschreiten und gleichsam die weissen Flecken auf der Landkarte tilgen.

Mit seiner Frage geht Kant noch einen Schritt weiter. Er fragt nicht, was wir wissen, sondern was wir wissen können. Es geht ihm um jenen Wissenshorizont, den wir im besten Fall erreichen können. Im Hintergrund seiner Frage steht die Vermutung, dass unsere Versuche, unser Wissen zu erweitern, an Grenzen stossen könnten. Vielleicht können wir irgendwo nicht mehr weiterkommen: Die Tür bleibt verschlossen, wie sehr wir uns auch bemühen, sie zu öffnen.

Aber ist das so? Lässt sich unser Wissenshorizont nicht beliebig erweitern, bis wir einmal alles wissen? Um über diese Frage nachzudenken, lohnt es sich, kurz den Begriff des Wissens unter die Lupe zu nehmen. Dabei wollen wir uns auf jenes Wissen beschränken, dessen Inhalt wir in «dass»-Sätzen ausdrücken können. Ich weiss in diesem Sinn, dass 3 mal 34 die Zahl 102 ergibt. Wissen dieser Art kontrastiert man gerne mit der blossen Meinung oder Überzeugung, dass es sich so oder so verhält. Als wichtiger Unterschied gilt dabei, dass Wissen begründet ist. Wer etwas weiss, hat gute Gründe dafür und ist daher berechtigt, einen Wissensanspruch zu erheben. Wer dagegen in einer Prüfung die richtige Antwort nur rät, weiss sie nicht wirklich. In den Wissenschaften gehört eine Theorie daher erst dann zum Bestand unseres Wissens, wenn aussagekräftige Belege für sie sprechen.

Die bekannten Unbekannten

Wissen wird dort unmöglich, wo sich keine Gründe mehr finden lassen, wo sich die Belege verflüchtigen. Jenseits unseres Wissenshorizontes können wir vielleicht noch Hypothesen formulieren. Aber uns fehlen die Belege, die diese Hypothesen begründen. Man kann sich dann dieser oder auch jener Überzeugung anschliessen, aber nicht begründet entscheiden, welche richtig ist.

Versuchen wir also, den Horizont dessen zu vermessen, was der Mensch wissen kann. Doch schon die Suche nach den Grenzen des Wissens erscheint paradox. Denn wenn wir nach den Grenzen des Wissbaren fragen, dann wollen wir diese Grenzen ja wohl wissen. Wie können wir aber wissen, wo diese Grenzen verlaufen, ohne zu wissen, was jenseits der Grenzen liegt? Um zu beschreiben, was wir nicht wissen können, so scheint es, müssen wir Dinge wissen, die jenseits des Wissbaren liegen.

Das Paradox ist aber bloss scheinbar. Natürlich können wir nicht in leuchtenden Farben beschreiben, was wir nicht wissen. Wir können uns aber stattdessen mit Fragen ein Stück weit in unbekannte Gefilde wagen. Wenn wir eine Frage formulieren, dann spielen wir nämlich mit Möglichkeiten, ohne uns auf eine Behauptung über die Wirklichkeit festzulegen. Wenn wir zum Beispiel fragen, ob es im Universum blaue Tiger gibt, dann erwägen wir die Möglichkeit von blauen Tigern, lassen aber in der Schwebe, ob es sie wirklich gibt. Die Grenzen des Wissbaren können wir daher durch Fragen ausloten.

Man kann das auch so erläutern: Neben den sprichwörtlichen unbekanntem Unbekanntem, also jenen Dingen, von deren Existenz wir nicht die geringste Ahnung haben und nach denen wir daher gar nicht fragen, gibt es auch bekannte Unbekannte, also Fragen, die im Raum stehen, aber nicht beantwortet wurden. Wenn wir Fragen identifizieren, die wir nicht beantworten können, dann bestimmen wir Grenzen des Wissbaren.

Wer war Homer?

Eine recht sinnfällige Grenze dieser Art gibt es in der Astrophysik. Dort weiss man, dass wir nur einen Teil unseres Universums beobachten können. Denn alle Signale, die wir aus den Tiefen des Weltalls empfangen können, bewegen sich maximal mit Lichtgeschwindigkeit. Da unser Universum etwa 13,7 Milliarden Jahre alt ist, können wir nur Signale von Gegenden bekommen, die uns so nahe sind, dass Licht genug Zeit hatte, um von ihnen zu uns zu gelangen. Wie es in anderen Gegenden ausschaut, können wir nicht beobachten. Wir können es auch nicht mit unserer Vernunft erschliessen. Daher müssen Fragen, die ferne Teile des Universums betreffen, unbeantwortet bleiben.

In anderen Wissensbereichen ist es viel schwieriger, die Grenzen des Wissbaren zu bestimmen. Einige Fragen, die in der Literaturgeschichte immer noch offen im Raum stehen, betreffen Homer, dem traditionell die «Ilias» und die «Odyssee» zugeschrieben wurden. Aber stammen diese beiden Epen überhaupt aus der Hand eines einzelnen Dichters? Und wenn ja, wer war diese Person? Wie entstanden ihre Werke? Auf diese Fragen gibt es unterschiedliche Antworten, für die sich jeweils gewisse Argumente anführen lassen. Aber es wäre zu viel gesagt, dass wir die Antworten alle schon wüssten. Können wir sie überhaupt wissen? Das hängt davon ab, ob sich eines Tages Quellen finden, die zum Beispiel

eindeutig zeigen, dass die beiden Epen von verschiedenen Personen stammen. Vielleicht lässt sich auch durch eine genaue Analyse der Texte zweifelsfrei belegen, dass «Ilias» und «Odyssee» von einer einzigen Person niedergeschrieben wurden. Ob wir hier vor einer Grenze dessen stehen, was wir wissen können, ist damit nur schwer zu beurteilen. Ehrlicherweise müssen wir sagen: Wir wissen derzeit nicht, wo hier die Grenze des Wissbaren verläuft.

Manchmal führt die Frage, was wir wissen können, in philosophische Grundsatzdebatten. Können wir etwa wissen, was die Welt im Innersten zusammenhält und aus welchen Elementarteilchen die uns bekannte Materie aufgebaut ist? Auf den ersten Blick wurden in der Physik bedeutende Fortschritte in diese Richtung erzielt. Es gibt aber auch Menschen, die leugnen, dass wir Wissen über Elementarteilchen gewinnen können. Sie berufen sich auf den Empirismus, eine philosophische Strömung, derzufolge alles Wissen auf der Sinneswahrnehmung beruht. Auf dieser Basis wird argumentiert, dass wir von Elektronen und Quarks nicht wissen können, weil wir diese nicht sehen oder hören können. Diese empiristische Position wird allerdings häufig zurückgewiesen. Denn haben wir nicht sehr gute indirekte Belege dafür, dass es Elektronen gibt? Können wir mithilfe der Quarks nicht hervorragend erklären, was wir sinnlich wahrnehmen? Die Debatte zwischen dem Empirismus und der Gegenseite ist noch heute im Gang. Die entscheidende Frage lautet: Was zählt eigentlich als verlässlicher Beleg für Wissen?

Insgesamt zeigt sich: Die Grenzen des Wissbaren zu bestimmen ist oft ein schwieriges Unterfangen. Es gibt in der Tat Fälle, in denen grundsätzliche Grenzen des Wissbaren behauptet wurden, die später überschritten wurden. Der Versuch, die Grenzen des Wissbaren zu bestimmen, dürfte sich trotzdem lohnen. Denn es wäre sehr vorteilhaft, diese Grenzen zu kennen. Kant glaubte, dass wir erst wissen, was der Mensch ist, wenn wir sagen können, was der Mensch wissen kann. Und wenn wir die Grenzen des Wissbaren kennen würden, dann könnten wir uns künftig viel Zeit und Energie sparen, die wir sonst womöglich für die Untersuchung von Fragen aufwendeten, die wir gar nicht beantworten können. Wir könnten uns dann entspannt im Bereich des Wissbaren bewegen und brauchten uns nicht über Fragen zu streiten, deren Antworten uns verborgen bleiben müssen.



Claus Beisbart ist Professor für Wissenschaftsphilosophie am Institut für Philosophie der Universität Bern.

Am Limit?

Am 18. Februar 2015 hält Claus Beisbart den Einführungsvortrag «Über die Vermessung der menschlichen Erkenntnisgrenzen» in einer öffentlichen Vorlesungsreihe an der Universität Bern. Die Vorträge zu den «Grenzen in den Wissenschaften heute» finden bis Ende Mai immer mittwochs 18.15 bis 19.45 Uhr im Auditorium Maximum, Hochschulstrasse 4, statt; der Eintritt ist frei. www.collegiumgenerale.unibe.ch